

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 168 (1895)

Artikel: Die Nachbarn : eine Erzählung aus dem Volksleben
Autor: L.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Nachbarn.

Eine Erzählung
aus dem Volksleben.
Von L. S.

Wie idyllisch liegt die kleine Häusergruppe hier am Rande des Waldes, weit abgetrennt vom übrigen Dorfe! Ihre Bewohner müssen ganz aufeinander angewiesen sein. Welch ein traulicher Verkehr kann sich da gestalten! Es ist ja gewiß, als ob alle eine einzige Familie bildeten, in der man sich gegenseitig mit Rat und That beisteht, Freud und Leid miteinander teilt. Hier ist gut sein, hier möchte ich auch wohnen.

Solche Gedanken mußten dem Wanderer kommen, der am Waldhof vorüberschritt, einer reizend gelegenen kleinen Häusergruppe. Ähnliche Gedanken kommen einem immer beim Anblick solch weltabgeschiedener Gehöfte.

Aber wie selten stimmen sie mit der Wirklichkeit überein! Wie oft trennt Feindschaft und bitterer Haß die Nachbarnfamilien, selbst wenn bloß zwei Häuser nebeneinander stehen in einer menschenleeren Einöde, wo man doppelt nötig hätte, zu Schutz und Trutz zusammenzuhalten.

Und wie steht es im Waldhof? Wir wollen uns selbst einmal drin umsehen. Wir kommen an einem guten Tage: es ist heute „Hausräuki“ in einem der Häuser. Der neue Besitzer ist vor kurzem darin eingezogen mit seiner Familie, und nun hat er all seine Nachbarn zu einem Abendessen eingeladen, um seinen Einstand in ihrer Mitte zu feiern.

Da sitzen sie um den Tisch herum, es mögen mit den Kindern etwa 16 Personen sein; man hat den Tisch lang ausziehen müssen. Aber die Stube ist groß; es hatten sich früher zwei Familien drein teilen müssen: das Haus hatte zwei Brüdern gehört, von denen jeder eine Frau und der eine ein Häuflein Kinder gehabt, die dem andern versagt waren. Es ging freilich in die Länge nicht zusammen, und so war ein Anbau gemacht worden, groß genug für die kinderlose Familie, die aber aus Ursachen, die uns später klar werden sollen, nicht lange darin blieb, sondern ganz wegzog. Augenblicklich wohnte in dem kleinen Anbau zur Miete eine Familie, die nur drei Köpfe zählte: Vater, Mutter und eine erwachsene Tochter.

Der Käufer des großen Hauses hatte aber auch den Anbau gekauft, weil er drei Kinder hatte, einen heiratsfähigen Sohn und zwei halberwachsene Töchter. Der Sohn sollte einmal in eigenen vier Wänden seinen Hausstand beginnen können. Da aber die gegenwärtigen Bewohner des Anbaues sehr verlegen gewesen wären, wenn sie hätten ausziehen müssen, und

der neue Hausherr das Wohngelass nicht augenblicklich brauchte, so waren sie zunächst darin belassen worden, um so lieber, da es eine artige, stille Familie war. Der Vater war 50 Jahre lang Lehrer gewesen und lebte jetzt von einer kleinen Pension. Die Mutter hatte gerade noch so viel Kraft, den Haushalt zu besorgen; die Tochter aber besaß eine Strickmaschine und lieferte ihre Arbeit in einen Laden der etwa eine Stunde weit entfernten Stadt. Die kleine Familie war, als der Vater das Amt aufgab, sehr froh gewesen, in dem abgelegenen Gehöfte, das trotzdem nicht allzu weit von der Stadt entfernt war, ein Unterkommen zu finden, denn hier war die Miete so billig, wie es ihren Umständen angemessen war.

In den beiden andern Häusern des Waldhofes wohnten in dem einen eine wohlhabende Bauernfamilie, des Bachpeters, und im andern eine arme Tagelöhnerfamilie, des Besenbinders genannt, weil der Vater, wenn er keine Tagelöhnerarbeit zu verrichten hatte, sowohl Besen band, als Körbe flocht, die dann bald er selbst, bald seine Frau verhauferte, nebst allerlei Kurzwaren, als da sind: Rheumatismen salbe, Zündhölzchen, Wicse, Eier. Er und seine Familie stand nicht im Geruche großer Ehrlichkeit und wurde von den Nachbarn bestmöglich gemieden, was mit allerlei Schabernack, den er seinen Kindern nicht bloß auszuüben gestattete, sondern ihnen noch Anleitung dazu gab, nach Kräften vergolten wurde.

Heute aber sitzt er so gut wie der Ehrlichsten einer mit seiner ganzen Familie an des „Neubauern“ Tische (so wurde der neue Ankömmling von den alten Ansiedlern genannt). Es ist heute ein Festtag für den ganzen Waldhof.

Das Gespräch am Tische nimmt soeben eine Wendung vom allgemeinen (Wetterbetrachtungen und dergleichen) ins specielle; man kommt auf die und jene Leute zu sprechen und sie, nicht immer im besten Lichte, den Neuangekommenen vorzuführen; und es ist nur schade, daß die zum Hofe Gehörigen alle anwesend sind, sonst würden sie jedenfalls auch nicht verschont werden.

„Warum ist auch dieser Stubenboden so ungleich?“ fragt die neue Hausherrin, „die eine Hälfte desselben ist ja ganz schwarz im Vergleich mit der andern. Ich habe zuerst geglaubt, er sei nicht recht geschauert worden, und

habe selbst noch mein möglichstes gethan; aber er blieb, wie er vorher gewesen: die eine Hälfte weiß, die andere schwarz.“

„Ja, das hat einen besondern Grund,“ lachte des Bachpeters Annelise, ein hübsches, aber etwas schnippisches Mädchen; „die beiden Schwägerinnen, die früher diese Stube gemeinsam bewohnten, waren sehr ungleich, die eine ordentlich, die andere unordentlich. Und da sich die Ordentliche immer ärgern mußte, weil die Unordentliche ihr vorweg wieder verdarb, was sie sauber gemacht hatte, so halfen sie sich so, daß sie die Stube durch einen Kreidestrich in zwei Hälften teilten und nun jede in der ihrigen hausen durfte, wie es sie freute. Die Ordentliche wusch den halben Stubenboden alle Samstagabende auf, die Unordentliche die ihr gehörige Hälfte desselben nie, kaum daß sie etwa einmal mit dem Rehrbesen flüchtig darüber hinfuhr. Man mußte sich fast totlachen, wenn man in die Stube trat: auf der einen Seite hatte man einen blizblanken Boden, und auch sonst sah immer alles aus wie gebüschelt, alles lag an seinem Orte; auf der andern Seite sah der Boden so aus, daß der Raminfeger einmal sagte, er esse nicht gern z’nüni drin, aus Furcht, er werde wüest. Über den Sessellehnen hingen immer zerrissene Strümpfe oder sonst ein paar alte Lumpen, und auf dem Tisch waren am Abend noch die Speiseresten vom Mittagessen zu sehen. Und wenn die Milchkunden in der Stadt allweg gewußt hätten, wie’s zuging mit der Milch, der Appetit wäre ihnen vergangen. Ich trinke den Kaffee gewiß gern, niemand lieber als ich; aber wenn ich Milch dazu haben müßte, die des Joggeli Heiris Frau unter den Händen gehabt, so könnte ich kein Bedeli voll mehr hinunterbringen.“

„Der Verdruß zwischen den beiden Schwägerinnen ist zuletzt so groß geworden, daß man den Anbau machen mußte, um sie zu trennen. Aber es ging doch nicht mehr. Der Haß war schon zu groß geworden; sie konnten nicht mehr unterm gleichen Dache leben. Der Hans Ruod zog fort mit seiner Frau. Nun vermochte aber der Joggeli Heiri den Gwerb nicht mehr aufrecht zu halten. Er war nie einer der Geschicktesten gewesen, und sein Bruder hatte alles regiert. Und natürlich, da seine Frau so eine Schlamp ist, so verstand sie nichts zu ratsamen.

Es ging, als die andern, die die Sache zusammengehalten hatten, fort waren, schnell hinter sich, und es mußte bald alles verkauft werden.

„Dem Stubenboden aber wird man's noch lange ansehen, daß zwei Unleide darin gehaust haben. Des Joggeli Heirich Frau hat, als sie allein Meister drin war, die bessere Hälfte desselben zwar auch noch wüest zugerichtet, aber man konnte sie doch noch erpuzen. Im andern Teil ist der Schmutz zu tief eingesseffen; ich glaube, man bringt ihn in zehn Jahren nicht mehr heraus.“

„Die gefehltesten von allen gefehlten Frauen sind doch die Schlampen!“ meinte der Bachpeter.

Die andern lachten und sagten, er habe nicht so weit neben das Ziel geschossen. Doch sagte der ehemalige Lehrer, eine zänkische Frau zu haben sei auch eine Aufgabe; denn um den Hausfrieden sei es doch etwas Schönes.

„Man muß es nur machen, wie der Schärmauser in Gundingen,“ meinte der Besenbinder, „dann kommt man auch mit einer zänkischen Frau aus.“

„Wie hat's denn der gemacht?“

„Er hat die „böse Else“ geheiratet; es nannte sie niemand anders; es hätte sie auch kein anderer Bursche genommen, trotz der paar hundert Fränkeln, die sie ererbt hatte. Aber der Schärmauser hatte Courage. Einige Zeit nachher fragte man ihn: „Wie geht's im neuen Ehestand?“

„O ganz gut!“ sagte er. „Am Vormittag thut meine Frau, was sie will, und am Nachmittag thue ich, was sie will, so haben wir immer Frieden!“

„Ein schöner Friede das!“ riefen die andern und schüttelten sich.

„O, es macht sich noch,“ sagte jetzt des Neubauern Frau; „es wäre manche Frau froh, sie hätte einen Mann, mit dem sie um diesen Preis im Frieden leben könnte. Ich habe früher ein paar Jahre in der Stadt gedient bei reichen Leuten; aber wenn ich schon nur das Dienstmädchen war, ich hätte nicht mit meiner Frau tauschen mögen. Und es war so eine gute, sanfte Frau! Nur um ihretwillen hielt ich's aus in dem Hause; wäre sie gewesen, wie ihr Mann, ich wäre in der ersten Woche

schon fortgelaufen. Je unterwürfiger sie ihm die Hände unter die Füße legte, desto ärger trampelte er darauf. Einmal — das vergesse ich mein Lebtag nicht — es war sein Namens- tag, und die Frau hätte ihn für ihr Leben gern wenigstens an diesem Tage einmal zufrieden gesehen — kaufte sie einen schönen Wild- breibraten und Fische, denn die aß er beson- ders gern. Nun fragte sie sich, wie die Fische zubereitet werden sollten. Sie wußte, daß, wenn sie dieselben gekocht an einer Sauce brächte, er sie gewiß lieber gebraten oder gar gebacken haben möchte; brächte sie aber gebratene oder gebackene Fische, so würde er sagen: Du weißt doch, daß ich sie am liebsten an einer Sauce esse! Ihn fragen, wie er sie bereitet haben wollte, durfte sie erst recht nicht: Ich bin nicht der Koch! würde er ihr zuschreiben.

„Nun, was thut sie? Der Hausfrieden ist etwas wert. Sie kauft drei große Fische; den einen läßt sie braten, den andern backen, den dritten an einer Sauce kochen. So kann's ihr nicht fehlen, meint sie.“

„Aber holla! Als die Suppe, in die er natürlich das halbe Salzfaß wirft, obschon er sie, wenn ich auch nur eine Messerspitze voll Salz mehr hineingethan hätte, als versalzen ausge- goffen hätte, heruntergewürgt ist, kommt der gekochte Fisch auf den Tisch.“

„Der Herr zieht die Brauen zusammen und sagt: „Du weißt doch, daß ich den Fisch am liebsten gebraten esse; aber nicht einmal meine Lieblingspeise bekomme ich so zubereitet, wie ich sie gern esse, nicht einmal an meinem Na- mensstage!“

„Hier ist auch gebratener Fisch, wenn du ihn lieber magst!“ sagt die Frau freundlich und läßt ihn auftragen.

„Noch tiefer zieht sich die Falte auf ihres Mannes Stirne: „Nicht gebraten, gebaden möcht' ich ihn haben! Thu nicht, als ob du mich nicht verstanden hättest!“

„Auch gebackener Fisch ist da!“ sagt die Frau, sich leise gratulierend, daß sie auch das vorgelesen.

„Jetzt aber wird der Mann geradezu wütend: „Wenn du einen Narren willst, so laufe dir einen hölzernen!“ schreit er, und zitternd vor Zorn ergreift er die Fischschüsseln eine nach der andern, und wirft sie zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und brüllt dazu: „Einen Kalbs-

kopfwillig, und wenn man mir zu Hause nicht kocht, was ich wünsche, so gehe ich ins Wirtshaus!"

"Damit stürmt er die Treppe hinunter. Aber die Sauce, die darüber gegossen worden, hat sie schlüpfrig gemacht, der Herr glitscht aus, überstürzt sich und fällt gerade auf den Kopf. Und ich muß sagen, als er dann mehrere Wochen lang einen Kopf hatte, der so geschwollen war und voll grüner und gelber Flecken, daß er nicht mehr aussah wie ein Menschenkopf, mußte ich manchmal denken, sein letzter Wunsch sei auch noch erfüllt worden."

"Wohl bekomm's! Der hat's nicht anders verdient!" riefen alle aus.

"Solche exemplarische Haustyrannen, wie dieser einer war, mögen zu den Seltenheiten gehören; aber es giebt welche in meiner eigenen Bekanntschaft, die nicht weit hinter ihm zurückbleiben," sagte der Lehrer, "und man muß manchmal denken, wenn man sieht, wie Eheleute sich das Leben verbittern, es sei doch schwer ehelich werden. Ja, wenn nicht Mann und Weib den Grundsatz haben: „leben und leben lassen“, wenn jedes, oder auch nur eines von beiden, bloß an sich selbst und nicht auch an andere denkt, so ist die Ehe eine Hölle."

Das war dem Neubauern aus dem Herzen gesprochen: „leben und leben lassen“, das war von jeher sein Grundsatz gewesen, und zwar nicht nur in seinen ehelichen Verhältnissen, sondern in all seinen Beziehungen. Er war ein einfacher Christ, der nie viel Worte machte, aber zu handeln beehrte, wie es vor Gott und Menschen recht ist. Er hatte seiner Zeit als Konfirmationspruch das Wort des Heilandes bekommen: „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch.“ Und diesem Spruche lebte er nach, und hatte schon manche Segensfrucht von diesem Thun geerntet, von denen nicht die geringste die war, daß er immer überall, wo er hingekommen, im guten Frieden mit seinen Nachbarn gelebt.

Auch hier im Waldhof, hoffte er, solle ihm das gelingen, obgleich er in sehr übelm Rufe stand in dieser Beziehung. Keines nehme dem andern auch nur die Zeit ab, hieß es, so sehr haßten und verachteten sich die verschiedenen Nachbarsfamilien gegenseitig.

Das sollte anders werden, und die heutige Hausräufi sollte die Einleitung zu besseren nach-

barlichen Verhältnissen werden. Schon das, daß er alle ohne Ausnahme einlud, war bezeichnend für den Sinn des Neubauern.

"Willst du des Besenbinders auch einladen?" hatte selbst seine sonst gutmütige Frau gefragt; „mit denen hat ja niemand Umgang!"

"Desto wohler wird es ihnen thun, wenn wir sie nicht auch verachten", sagte der Neubauer. „Was meinst, wenn wir des Besenbinders wären, wir hätten's gern, wenn wir nicht auch für Menschen gehalten würden? Drum sollen sie eingeladen werden grad so gut wie die andern!"

Die andern Gäste, wenigstens des Bachpeters, hatten zwar zuerst ein wenig die Nase gerümpft, als sie des Besenbinders anrücken sahen, und während der ersten Stunde des Beisammenseins etwas vornehm gethan. Aber nach und nach liebte das gute Essen, und noch mehr der gute Wein des Neubauern eine versöhnende Wirkung, wenn nicht auf ihre Herzen, so doch auf ihre Stimmung aus; man saß immer gemüthlicher bei einander, und der Besenbinder, der ziemlich weit herum kam, wußte so viel Schnurriges zu erzählen, daß ihm alle nicht genug zuhören konnten, selbst des Bachpeters. Und als sie heimgingen, sagten sie noch zu einander: „So einen vergnügten Abend haben wir noch selten gehabt!"

Der Besenbinder aber sagte zu Hause zu seiner Frau: „Dem Neubauer vergesse ich das mein Lebtag nicht! Und wenn ich ihm etwas zu Gefallen thun kann, so thu ich's", und zu seinen Kindern sagte er: „Daß sich keines von euch unterstehe, Obst von des Neubauern Bäumen zu schlagen, oder Liegendes aufzulesen, und wenn der Neubauerin Hühner Eier verlegen, und ihr findet sie, so gebt sie ihr zurück. Es soll niemand sagen, der Besenbinder wisse nicht, was der Brauch ist, wenn man recht mit ihm ist."

Der Neubauer hatte also einen guten Einstand gemacht; und wie er angefangen, machte er auch fort. Er hielt gute Nachbarschaft mit allen Waldhofbewohnern. Besonders befreundet wurde er und seine Familie in kurzer Zeit mit den unter seinem Dache wohnenden Lehrersleuten, die wirklich recht artige Leute waren. Manch ein langer einsamer Wintersonntag wurde dem Neubauern durch ein vernünftiges Gespräch mit dem Lehrer verkürzt und angenehm gemacht. Und seine Frau fand sich ebenso gut zusammen



mit des Lehrers Frau und Tochter. Letztere war ein sehr nettes Mädchen, voll stiller, bescheidener Vorzüge, die sich mehr nur im näheren Umgange bemerkbar machten. Wer sie näher kannte, dem mußte sie lieb werden, und des Neubauern Frau dachte oft mit einem leisen Seufzer: mit solch einer Schwiegertochter könnte sie in der gleichen Stube leben ohne Kreidestrich, aber sie merkte wohl, daß das ein vergeblicher Wunsch war.

Des Bachpeters Annelise war gar viel hübscher und lustiger, und dazu noch hatte sie Geld, schon verfallenes, von der verstorbenen Mutter, das ihr der Vater herausgeben mußte bei der Verheiratung. Sie hatte wohl noch einen Bruder, aber der war aus erster Ehe des Vaters, und hatte keinen Teil an ihrem Müttererbe. Kurz,

Annelise war eine sehr gute Partie, und schien Gefallen an des Neubauern Hans Ruodi zu finden. Und er an ihr, das konnte man wohl sehen. Annelisens Vorzüge waren wirklich bestechend, wenn es auch rein äußerliche waren und es besser war, man frage bei ihr nicht nach irgend welchem verborgenen Schmucke der Seele, man hätte doch keinen gefunden.

So spann sich allerlei an unter den alten und jungen Bewohnern des Waldhofes. Das Beste aber war, daß je mehr und mehr ein Geist des Friedens unter ihnen herrschend wurde; ein einziges Friedenskind, dem es wirklich ernst ist, kann oft viel ausrichten, besonders in einer kleinern Gemeinschaft.

Der Winter verging den gesamten Waldhöfnern gar viel kurzweiliger, als ihnen noch

je ein Winter vergangen war. Und der Besenbinder lag an manchem Winterabende, wenn es draußen stürmte und schneite, nicht nur auf des Neubauern Ofen, sondern gar oft auch auf dem des Bachpeters, und erzählte von oben herab seine Schnurren. Seine Familie aber, wie auch er selbst, wurde musterhaft ehrlich; wenigstens auf dem Gebiete des Waldhofes ließen sie sich nie mehr auf verbotenen Wegen betreffen. Ja, ja, der Besenbinder wußte, was der Brauch ist, wenn man recht mit ihm war.

Des Herrn Lehrers Kenntnisse wurden je mehr und mehr Gemeingut der kleinen Kolonie, und die Frauen saßen mit ihren Arbeiten wetteifernd beisammen und horchten zu, wenn die Männer diskurrierten.

Das Frühjahr mit seinen Anforderungen trieb die Waldhofbewohner wieder mehr auseinander; aber man freute sich, wenn man sich draußen begegnete, und wünschte einander die Zeit.

Auch der Hans Ruodi und die Annelise trafen sich etwa draußen und zwar merkwürdig oft. Und sie wünschten einander nicht nur die Zeit, sondern offenbar noch gar viel Gutes mehr, sonst würden sie nicht jedesmal so lange bei einander stehen.

Kurz, als es eines schönen Tages hieß: der Hans Ruodi und die Annelise seien Brautleute, verwunderte sich im Waldhof niemand.

Im Herbst sollte die Hochzeit sein.

Das war aber ein Schreden für die gute Lehrersfamilie! denn da mußte sie ja Platz machen. Nicht nur der Umstand, daß sie schwerlich wieder ein so wohlfeiles und für sie passendes Logis finden würde, und die Kosten und Mühsal eines Umzuges ließen diese Aussicht in einem sehr trüben Licht erscheinen, sondern auch die innige Freundschaft, die sie mit des Neubauern verband, erschwerte die Trennung.

Auch des Neubauern war es gar nicht recht, der Lehrersfamilie aufkünden zu müssen. Aber was konnten sie machen? Mit der Annelise in einer Stube zusammenzuleben, mit oder ohne Kreidestrich, getraute sich die Neubäurin nicht. Sie hatte sich schon an manchem verborgnen Stachel des Mädchens gestochen, und dachte, wenn es einmal als Sohnsfrau zu Recht im Hause sei, so werde es, wie jene Frau, von der der Besenbinder erzählt hatte, am Vormittag

thun wollen, was es thun wolle, und am Nachmittag werden die andern thun müssen, was es wolle. Ihr Hans Ruodi erbarmte sie, daß er sich solch eine Rute band; aber was konnte sie machen? Daß man Verliebten die Binde nicht von den Augen zu reißen vermöge, ehe sie im Ehestand von selbst wegfällt, wußte sie; so mußte sie ihres Hans Ruodis Geschick sich eben erfüllen lassen, in der stillen Hoffnung, der liebe Gott lenke noch alles zum Besten.

Die Lehrersfamilie gab sich alle erdenkliche Mühe, etwas Passendes zu finden, allein es wollte sich nichts zeigen. Auf den Frühling sollte im Dorfe eine Wohnung frei werden, die sich zur Not eignete; aber für den Herbst war nichts zu haben. Und zudem wurde im Herbst die Lehrersfrau von der Gliedersucht befallen, die sie lange ans Bett gefesselt hielt. Sie jetzt aus dem Hause zu treiben, wäre eine Grausamkeit gewesen. Des Neubauern, denen die Erwählte ihres Sohnes, wie schon angedeutet, trotz ihrem Gelde, nicht ganz nach dem Herzen war, schlugen vor, die Hochzeit aufs Frühjahr zu verlegen. Das war freilich nicht nach des Sohnes Sinn, und nach Annelisens auch nicht, um so weniger, als ihr Bruder sich im Spätsommer verheiratet hatte und sie mit ihrer Schwägerin absolut nicht auskam. Mit der wollte sie nicht den ganzen langen Winter durch unterm gleichen Dache leben. Die Neubäurin aber hatte durch die Beobachtung des Zusammenlebens der beiden Schwägerinnen einen Vorschmack bekommen von dem, was ihrer warten würde, wenn sie die Schwiegertochter in ihre Stube nähme für den Winter. Darein konnte sie sich nicht finden, so wenig als ihr Mann sich zu einem rücksichtslosen Vorgehen gegen seine Mietsleute entschließen konnte. Die Jungen mußten also warten.

Da spielte die Annelise einen Staatsstreich. Sie suchte einen Dienstplatz in der Stadt, und fand auch wirklich einen bei Verwandten, die eine Wirtschaft hatten. Dem Hans Ruodi sagte sie zwar nicht ab, ließ ihn aber doch merken, wenn er nicht besser verstehe, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen, so könne sie nur die Finger ausstrecken, und es hängen zehn andere daran. Der Hans Ruodi mußte sich auch dies gefallen lassen, so leid es ihm war. Er wurde aber etwas mürrisch, und der Winter drohte weniger gemüthlich zu werden als der letztjährige. Es drohte



aber, ohne daß jemand es ahnte, der Gemütlichkeit dieses Winters noch eine ganz andere Gefahr als die Mißstimmung des Sohnes.

Der Neubauer fuhr am Martinimarkt in die Stadt, um ein Stück Vieh zu verkaufen. Als er den Handel abgeschlossen, ging er in das Wirtshaus, in dem Annelise diente, und ließ sich ein Glas Wein kommen. Annelise setzte sich zu ihm und fragte ihn, wie's stehe im Waldhof, und warum der Hans Ruodi nicht zu Markt gefahren sei? Sie habe ihn erwartet und gemeint, er führe sie abends auf den Tanz. Da hörte sie denn, daß er gestern beim Holzen den Fuß verstaucht habe und ihn nun ein paar Tage schonen müsse.

„Habt ihr gut gelöst?“ fragte jetzt die Annelise.
 „Es macht sich: 450 Franken bar!“ sagte der Bauer, und trank sein Glas aus.

„Wollt ihr schon aufbrechen?“

„Ja, ich habe noch ein Geschäft in der Stadt zu verrichten, und möchte gern vor Nacht heim.“

Bald nach dem Neubauern verließen auch ein paar andere Männer das Wirtshaus. Die wandten ihre Schritte dem großen Walde zu, der sich zwischen der Stadt und dem Waldhof dehnt. In der Mitte des Waldes angekommen,

hemmen sie ihre Schritte und erwarten ruhig ihr Opfer.

Ahnungslos zieht der Neubauer seines Weges. Plötzlich aber stürzen von hinten zwei Männer auf ihn zu, von denen der eine ihm einen Stich versetzt und der andere ihm den Mund verstopft. Vergebens sucht er sich zu wehren. Der Angriff kam zu unerwartet. In wenigen Minuten ist er geknebelt, etwa 100 Schritte waldeinwärts geschleppt, an einen Baum gebunden und seines Geldes beraubt.

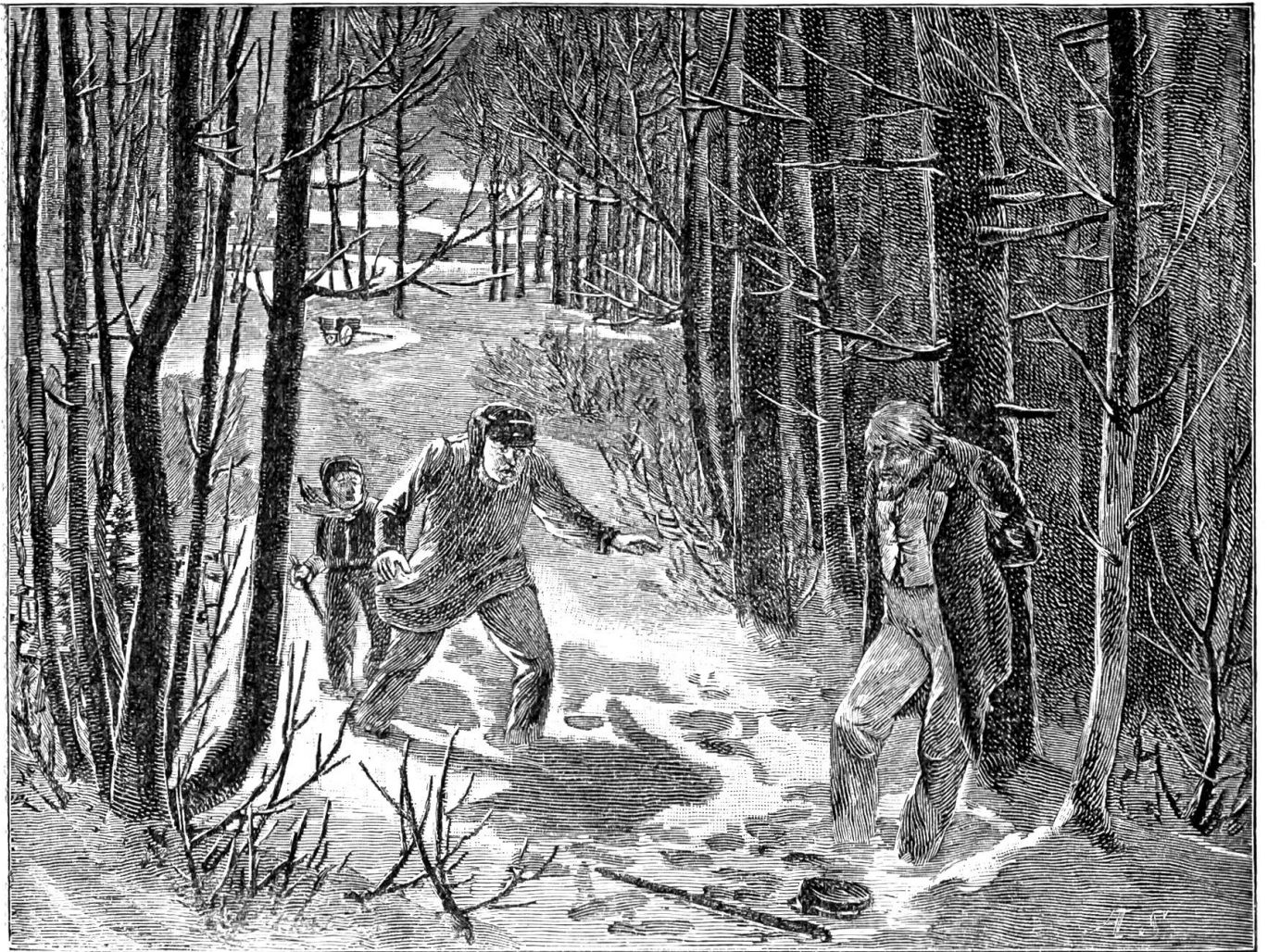
Dann entflohen die Räuber. Der Neubauer ist in einer schrecklichen Lage, verwundet und hilflos, der Unbill der Winternacht, die nun bald hereinbrechen muß, preisgegeben. Um Hilfe schreien

kann er nicht, sein Mund ist ja verstopft. Er denkt, sein letztes Stündlein komme wohl noch in dieser Nacht.

Da hört er von weitem pfeifen. O, wenn er rufen könnte! Es ist der Besenbinder, der mit einem leeren Handwägelchen vom Säufieren



heimkehrt. Bei ihm ist sein ältester Bube, der ihn auf seinen Gängen immer begleitet, wenn er eine schwere Ladung hat, und den Wagen



stößt, den der Vater zieht. Die Dämmerung ist bereits eingebrochen, aber doch erkennt der Besenbinder verdächtige Spuren im Schnee: „Da muß ein Kampf stattgefunden haben,“ sagt er, „der Schnee ist zerstampft, und das sind Blutstropfen.“

Er geht der Spur nach, und findet mit Entsetzen den Neubauern in seinem bejammernswerten Zustande.

Schnell befreit er ihn, und gießt dem ohnmächtig Zusammenstinkenden einige Tropfen Brantwein in den Mund, und wäscht ihm die Schläfe. Dann schleppt er den vom Blutverlust Geschwächten mit Hilfe seines Knaben auf sein Wägelchen, und die beiden ziehen und stoßen mit Ausbietung all ihrer Kraft den halb Leblosen nach Hause.

Den Schrecken, den ihre Erscheinung in des Neubauern Hause verursachte, kann sich jedes

selber denken. Alles schreit nach dem Doktor. Der wohnt aber eine gute Halbstunde weit weg hinter dem Walde. Der Besenbinder macht sich gleich selbst auf die Beine, obschon er heut dieselben schon wacker gebraucht hat: aber für den Neubauern würde er durchs Feuer laufen, geschweige noch einmal durch den Wald, sagt er. Die zitternden Frauen waren ihm dankbar; sie hätten sich in dieser Nacht nicht durch den Wald getraut, und der Lehrer mußte zugeben, daß seine alten Knochen ihn nicht so schnell weit tragen würden, wie des Besenbinders seine jüngern, wenn auch müden Beine.

Der Doktor wurde denn auch in kurz möglicher Frist zur Stelle geschafft, und es war höchste Zeit, daß dem Verwundeten ärztliche Hilfe zu teil wurde. Der Doktor erklärte die Verwundung des Neubauern nicht lebensgefährlich, stellte aber lange Pflégungsbedürftigkeit und

noch längere Schonungsbedürftigkeit in Aussicht: den ganzen Winter über werde er sich keiner anstrengenden Arbeit unterziehen dürfen.

Wie langweilig wäre da dem guten Neubauer der Winter verlaufen, wenn er sich nicht der Gesellschaft des Lehrers zu getrösten gehabt hätte! Auch der Besenbinder und der Bachpeter besuchten ihn oft und verplauderten manch ein Stündchen mit ihm.

Der Hans Ruodi mußte holzen und den Stall besorgen und hatte vollauf zu thun, da er die Mithülfe des Vaters entbehrte. Und es war gut für ihn, daß er so viel zu thun hatte, so konnte er den Verdruß eher verwinden, den ihm das Benehmen seiner Braut verursachte, so oft er sie besuchte. Sie schäkerte nach seinem Dafürhalten viel zu viel mit anderen Burschen; vielleicht expreß um ihn zu ärgern, denn sie konnte es ihm nie verzeihen, daß er ihren Willen nicht durchgesetzt hatte.

Die beiden Räuber waren entdeckt und dingfest gemacht worden. Man hatte bald auf jene zwei Männer geraten, die die Wirtschaft verlassen hatten, sobald sie gehört, daß der Neubauer so viel Geld mit sich führe.

So verstrich der Winter und es wurde Frühling. Aber der brachte die gefürchtete Veränderung für des Neubauern Haus nicht. Es wurde keine Hochzeit gefeiert, wenigstens nicht mit der Annelise. Die hatte schließlich dem Hans Ruodi vollends abgesagt; sie wollte nicht mehr auf den einsamen Waldhof zurück, sondern in der Stadt bleiben. Auch hatte sie bereits einen andern Schatz am Bändel, den sie hoffte

eher nach ihrer Pfeife tanzen machen zu können, als den Hans Ruodi und seine Eltern. Sie irrte sich aber hierin. Das ging nur bis einen Tag nach der Hochzeit. Dann stellte sich der neue Herr Gemahl und zeigte, daß er auch Haar auf den Zähnen habe. Und da die Annelise sich in diesen Übelstand durchaus nicht schicken konnte, so erfolgte daraus ein ununterbrochener Krieg, der nur darum nicht 30 Jahre dauerte, weil die Frau den Mann vor Ablauf dieser Frist unter den Boden brachte.

Diesem Schicksal war der Hans Ruodi glücklich entgangen. Er nahm die Untreue seiner Braut nicht allzuschwer auf nach all dem Ärger, den sie ihm zu schlucken gegeben. Auch waren ihm derweil denn doch die Augen darüber aufgegangen, daß in seiner nächsten Nähe eine viel edlere Pflanze wachse. Und als er die Bertha erwählte, machte er nicht nur diese selbst glücklich, sondern auch die beiden Familien, deren Herzen sich schon längst in inniger Freundschaft gefunden, und die nun hoffen konnten, unter einem Dache leben und sterben zu dürfen.

Zur Hochzeit wurde, wie seiner Zeit zur Hausräufi, der ganze Waldhof geladen, und alle kamen gern, auch des Bachpeters, die froh genug waren, daß des Neubauern es nicht übel nahmen, daß die Annelise es dem Hans Ruodi so wüßt gemacht.

Der Waldhof aber blieb, so lange der Neubauer lebte und sein Wahlspruch: „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen.“

